

Der Irrenarzt.

Kriminalroman von K. Labacher.

(Fortsetzung.)

Paul Leper hatte nur wenige Schritte bis zum Bahnhofe zu machen. Er kam gerade noch zum Abgange des Schnellzuges zurecht. Bei dem ersten Grauen des Tages stieg er in Melun aus und verfügte sich mit der Behendigkeit eines Menschen, der die Oertlichkeit kennt, durch die erleuchteten Straßen in den Gasthof „zum großen Hirschen".

Es hielt etwas schwer, das Thor zu erreichen, denn der Richtplatz war von einer erwartungsvollen, erregten Menschenmenge überschwemmt, die hier im Freien übernachtet hatte.

Leper wollte sich von dem Hausknecht, der einsam in der Gaststube wachte, sogleich zu seinem Oheim führen lassen. Er erhielt indessen den Bescheid, daß Herr Dewill in seinem Zimmer zur Ruhe gegangen sei, da sich seine Gemahlin um vieles besser befände und nach der Aussage des Arztes binnen wenigen Tagen wieder hergestellt sein würde.

„Um so besser das alles!" murmelte Paul — „da brauche ich ja vor morgen gegen neun Uhr nicht wieder hieherzukommen und dann ist alles vorüber."

„Sagen Sie dem Herrn Dewill bei seinem Erwachen, daß sein Neffe Paul angekommen ist und ihn morgen früh besuchen wird!" wandte er sich an den Hausknecht. — „Ich werde mir ein Zimmer suchen, wo ich noch ein paar Stunden schlafen kann, denn ich nehme an, daß ihr da in der Nähe des Richtplatzes doch keinen Winkel unbesetzt von Fremden habt!"

„Gut geraten," sagte der Hausknecht. „Ich habe sogar meine finstere Schlafkammer einem feinen Herrn abtreten müssen, gegen eine gute Entschädigung natürlich. — Sie glauben gar nicht, was das für ein außerordentlicher Zudrang von Leuten ist. Ich für meinen Teil möchte die Hinrichtung gar nicht sehen. 'S wäre mir zu schaurig. Ja, ja, der Geschmack ist verschieden. Und denken Sie nur, es gibt Personen, die gar nicht an die Schuld dieses armen Sünders glauben!"

„Bah — das wird immer geschehen, so oft ein Delinquent sein Verbrechen leugnet!" sagte Leper achselzuckend.

Nach einer kurzen Pause fügte er indessen forschend hinzu:

„Und wer zweifelt denn zum Beispiel an der Schuld des Mannes — der — heute hingerichtet werden soll?"

„Ich hörte vorhin unseren Hausarzt mit Herrn Dewill sprechen — ich ging zufällig gerade an der Thüre vorüber. Es wurde über den Verurteilten verhandelt und der Doktor meinte, aus der Hinrichtung könnte gar leicht ein Justizmord werden —"

„Leere Schwätzereien, die keinen Grund haben," unterbrach Leper den Hausknecht. „Auf was stützt denn euer weiser Hausarzt seine Zweifel?"

„Er hat während der letzten Tage viel mit dem Delinquenten verkehrt und kann nicht genug von seiner Sanftmut und Ergebung und von dem rührenden Blicke erzählen, mit dem der arme Mensch sagt „ich bin unschuldig, aber ich bin es zufrieden, zu sterben."

„Und sonst weiß der Doktor nichts zu Gunsten seines Schützlings aufzuführen?" lachte gezwungen Paul. — „Der Angeklagte wußte wohl, daß es keine Rettung für ihn gab, wenn er den Mord eingestand, da Herr Noir zu beliebt war und tiefbetrauert wurde. Wenn er aber leugnete, konnte er auf Begnadigung hoffen, denn man vollzieht die Hinrichtung nicht gerne an einem ungeständigen Delinquenten. Das ist eine sehr einfache Politik, die der arme Teufel verfolgte. — Und nun

Die Kapelle.

Droben stehet die Kapelle,
Schauet still ins Thal hinab,
Drunten singt bei Wies' und Quelle
Froh und hell der Hirtenknab.

Traurig tönt das Glöcklein nieder,
Schauerlich der Leichenchor;
Stille sind die frohen Lieder
Und der Knabe lauscht empor.

Droben bringt man sie zu Grabe,
Die sich freuten in dem Thal.
Hirtenknabe, Hirtenknabe,
Dir auch singt man dort einmal.

Aus dem herrlichen, zu Festgeschenken sehr geeigneten Prachtwerk: „Gedichte von Ludwig Uhland."
Stuttgart, J. G. Cotta.

gute Nacht, ich gehe mir ein Zimmer zu suchen. Morgen längstens um neun Uhr werde ich wieder hier bei meinem Oheim sein!"

Leper drückte ein Geldstück in die Hand des Hausknechtes und entfernte sich. Es gelang ihm aber nicht, irgend eine Unterkunft zu finden. Alle Gasthöfe waren mit Fremden buchstäblich vollgestopft, die Leute schliefen sogar auf den Holzbänken in den Schenkstuben. Die Kaffeehäuser blieben in dieser Nacht ausnahmsweise alle geöffnet. Paul trat in eines derselben und ließ sich Rum und einige Zeitungen reichen. Er schlummerte endlich auf seinem Stuhl ein und verbrachte so eine gute Stunde zwischen Wachen und Träumen.

Als der Morgen angebrochen war, rüttelte ihn der Besitzer des Kaffeehauses aus seinem Halbschlafe.

„Wenn Sie die Hinrichtung sehen wollen, so dürfen Sie keine Zeit mehr verlieren!" sagte der behäbige Mann. „Hören Sie, man läutet schon die Armensünderglocke, das ist das Zeichen, daß der Verurteilte aus seiner Zelle geführt wird."

Leper fuhr sich mit der Hand hastig über die Stirne. „Ganz recht — ich will gehen!" stotterte er. „Hier ist ein Frank. Behalten Sie den Rest. Guten Morgen."

Als Leper auf der Straße angelangt war, schlug er die Richtung nach dem Seineufer ein, statt dem Menschenstrome zu folgen, der ununterbrochen nach dem Richtplatze zog.

Er wollte eine Spazierfahrt auf dem Flusse unternehmen, während sich die grausige Szene abspielte; er hatte nicht den Mut, den tausendstimmigen Schreckensruf zu vernehmen, der den Augenblick der Hinrichtung zu begleiten pflegt. Nach ungefähr zehn Minuten gelangte er an das Haus der Barkenvermieterin, Frau Loriot. Auch hier schlief man nicht mehr oder vielleicht noch nicht. Frau Loriot saß bei einer Wachskerze und betete für den armen Sünder. Die Barkenführer waren alle fort, auf dem Richtplatze, ein einziger befand sich noch im Hause und kleidete sich eben an; er hatte eine volle Stunde mit dem Suchen seiner Sonntagsjacke vertrödelt, welche ihm von seinen Kameraden aus Scherz versteckt worden war.

„Möchten Sie mich nicht für gute Bezahlung ein wenig auf dem Flusse herumfahren?" fragte Paul den Verspäteten, als derselbe aus dem Hause treten wollte. „Ich habe heftige Kopfschmerzen und hoffe, daß mir die frische Luft auf dem Wasser wohl thun wird."

„Eine närrische Idee — jetzt spazieren zu fahren, anstatt sich die Hinrichtung anzusehen!" brummte der Schiffer, der allzugerne in die Stadt gelaufen wäre.

Aber Frau Loriot hatte die Unterhandlung schon vernommen und befahl ihrem Untergebenen, sogleich eine Barke loszubinden und den Wunsch des Fremden zu erfüllen.

Der Schiffer wagte kein Wort des Widerspruches. Mürrisch traf er die nötigen Vorbereitungen. Und ehe noch fünf Minuten verstrichen waren, flog das leichte Boot mit Leper und dem Schiffer lustig auf dem Flusse dahin. Die Sonne sandte eben ihre liebliche Botin, die Morgenröte voraus — der Himmel war klar und tiefblau. Ein fast magisch wirkendes, rosiges Licht umspielte die zahlreichen Landhäuser, welche die beiden Seineufer schmückten.

Der Schiffer führte zuerst mürrisch und wortkarg sein Ruder, als ihm aber Leper eine gute Zigarre anbot und ein blinkendes Zweifrankenstück als Trinkgeld zeigte, da vergaß er auch seine getäuschte Neugierde und fing zu schwatzen an, nach der Art aller Leute, die viel mit Fremden zu verkehren haben.

Leper hörte ihm nur mit halbem Ohre zu. Er fühlte sich erleichtert, indem er sich stromabwärts von Melun entfernte. Mit Begierde sog er die kühlende Morgenluft in seine unruhig atmende Brust. Plötzlich zuckte er heftig zusammen und eine tiefe Blässe bedeckte sein Antlitz. Sein Blick war auf die Terrasse einer stattlichen Villa gefallen; dort an dem weißen Marmorgeländer lehnte eine hohe, in Trauerkleider gehüllte Frauengestalt. Ihr schönes und interessantes Antlitz war nach Melun hin gewendet, ihre Augen sahen starr und mit einem Ausdrucke vor sich hin, als ob sie von einem schrecklichen Schauspiel zugleich gefesselt und abgestoßen würden. Ein unsäglicher Schmerz zog seine charakterischen Linien um ihren feingeschnittenen Mund, der das einzige Rosige und Belebte an dem blassen, leidverstörten Mädchen war.

„O, Johanna!" murmelte Leper betroffen.

„Die Schwester des Ermordeten!" setzte der Schiffer mitleidig hinzu. „Sie wacht hier und betet, während die irdische Gerechtigkeit an dem Mörder ihres Bruders vollzogen wird. Armes Mädchen, sie hat den Toten so sehr geliebt. Man sieht es ihr an, wie furchtbar sie noch immer leidet, trotzdem schon mehrere Monate seit dem schrecklichen Ereignis verflossen sind!"

Der Kahn glitt unbeachtet an dem schmerzversunkenen Mädchen vorüber.

„Es liegt viel Eigentümliches in der ganzen Geschichte!" fuhr der Schiffer nach einer Pause fort. „Warum hat der arme Delinquent, der wohl jetzt schon gerichtet ist, seinen Namen durchaus nicht nennen wollen? Ich kenne auch einen Kameraden, einen anderen Barkenführer der Frau Loriot, der behauptet, daß der Delinquent den Mord nicht begangen hat oder wenigstens von einem Mitschuldigen dabei unterstützt worden sein muß. Mein Kamerad hat uns zu verstehen gegeben, daß er etwas weiß, aber nichts mit der Polizei zu thun haben mag. Ich hingegen glaube schon, daß die Richter gut geurteilt haben; es ist ja ihr Geschäft, die feinen Spitzfindigkeiten herauszuklügeln. Und die Schuld dieses namenlosen Menschen ist ja ganz klar dadurch, daß man die Brieftasche des Herrn Noir bei ihm gefunden hat."

Leper hatte sich von dem plaudernden Schiffer abgewendet.

„Wie heißt dieser Ihr Kamerad, der etwas von der Sache wissen will?" sagte er mit verzerrter Miene. „Ich bin ein Zeitungsschreiber und interessiere mich deshalb für alle Vermutungen, die von den Leuten über den interessanten Fall ausgetauscht werden."

Leper erreichte durch diese Lüge vollständig seinen Zweck.

„Es ist Pierre Landin, „der Krauskopf" genannt!" erwiderte der Schiffer. „Ah, wenn Sie den Krauskopf zum Sprechen bringen, dann können Sie viel neues für Ihr Gewerbe erfahren. Der Krauskopf ist eine lebendige Stadtchronik."

„Setzen Sie mich jetzt ans Land — hier ist der Fahrlohn und das Trinkgeld!" sagte Leper plötzlich. „Ich werde zu Fuße in die Stadt zurückkehren."

Kopfschüttelnd gehorchte der Schiffer. Sie hatten doch alle ihre Grillen und sonderbaren Einfälle, diese Fremden!

3.

Maria Dewill hatte den Rest der Nacht in einem ruhigen, wohlthätigen Schlafe verbracht. In der Morgendämmerung erwachte sie und blickte etwas betroffen um sich, da sie sich in einem fremden Zimmer sah. Sie erinnerte sich indessen bald der letzten Vorfälle und weshalb sie ihre Reise zu ihrer Tochter hatte unterbrechen müssen.

Mit Freude empfand sie, daß ihr Unwohlsein zwar ein schweres und gefährliches, aber auch ein rasch wieder vorübergehendes gewesen war, denn außer einer großen körperlichen Mattigkeit wurde sie von keinem Krankheitssymptome mehr gequält und beunruhigt. „Ich werde ganz gewiß schon morgen zu meiner geliebten Eugenie reisen können!" dachte sie mit überquellender, mütterlicher Zärtlichkeit.

Sie lauschte lächelnd den tiefen Atemzügen, die aus dem Nebenzimmer an ihr Ohr drangen. Dort schlief ihr edler, liebevoller Gatte — sie selbst hatte ihn genötigt, die ihm so nötige Ruhe und Erholung zu genießen. Nach und nach wurde sie sich aber auch eines andern Geräusches bewußt, welches immer lauter und eigentümlicher von der Straße heraufdönte und eine tiefe Unruhe und Spannung in ihr hervorbrachte.

„O, was das nur sein mag?" murmelte sie endlich halblaut, indem sie sich in ihren Kissen aufrichtete. Sie hörte ein Summen und Flüstern, als ob eine große Menschenmenge erregt, aber in unterdrückten Lauten unter einander flüsterte. Und plötzlich gesellte sich zu diesem unerklärlichen Geräusche der Klang einer Glocke, die bang und schaurig, wie ein schmerzvolles Klagen die feierliche Stille der ersten Morgenstunden unterbrach.

Maria erzitterte in einem Gemisch von Furcht und Neugierde. Ohne Zweifel ging da unten auf der Straße etwas ganz Außergewöhnliches vor. Jetzt rollte langsam ein Wagen herbei und hielt gerade vor dem Fenster stille. Das tausendstimmige Flüstern verstummte — eine wahre Totenstille erfolgte, in der man eine einzige Männerstimme einen Vortrag halten hörte. Eine unwiderstehliche Beklemmung ergriff Dewills Gattin. Sie wollte mit eigenen Augen sehen, was da unten Rätselhaftes geschah. Sie schlüpfte leise aus ihrem Bette und bekleidete sich mit dem weißen Morgengewande, welches der Gatte für sie auf einem Stuhl bereitgelegt hatte. Sie vermochte sich kaum auf den Füßen zu erhalten, ihr Kopf schwindelte und schmerzte von neuem durch ihre steigende Aufregung. Aber ihre Willenskraft trieb sie vorwärts bis an das Fenster, dessen Vorhänge sie hastig auseinanderschlug. Erschrocken blickte sie auf das seltsame Schauspiel, das sich unerwartet ihren Augen darbot. Kopf an Kopf gedrängt war da unten auf dem großen Platze eine imposante Menschenmenge versammelt. Gerade den Fenstern von Marias Zimmern gegenüber erhob sich ein schwarzbehangenes Gerüst, auf dem vier rotgekleidete Männer standen. In geringer Entfernung hielt der Wagen, dessen Heranrollen Frau Dewill vernommen hatte. Ein Priester half einem Manne in grauer Sträflingskleidung beim Aussteigen und bot ihm hierauf den Arm, um ihn bis an den Fuß des Gerüstes zu führen. Maria preßte beide Hände an ihr unruhig klopfendes Herz. „O Gott, das ist eine Hinrichtung — das dort ist ein Schafott!" stotterte sie.

Von Schauder ergriffen, wollte sie den Vorhang wieder fallen lassen und auf ihr Lager zurückfliehen. Aber ein letzter Blick, den sie auf den Deliquenten warf, fesselte sie wie mit eisernen Ketten an ihren Platz. Sie konnte das Gesicht des Verurteilten nur von der Seite sehen, doch eben dieses Profil und seine ganze Gestalt erweckte unbestimmte Erinnerungen in Maria. Sie mußte an ferne Zeiten denken, sie fühlte, daß der unglückselige Mensch dort kein Fremder für sie war. Sie wußte, daß jene gefesselten Hände einst in warmer Neigung gedrückt hatte.

„O, sein Gesicht — wenn ich nur sein Gesicht ganz sehen könnte." Wie ein Seufzerhauch flohen diese Worte von ihren Lippen.

Nun kniete der Verurteilte betend nieder. Der Priester umarmte ihn und gab ihm ein einfaches hölzernes Kreuz zum Küssen. Die harrende Menschenmenge blieb noch immer still und in gespannter Erwartung. Jeder Blick hing an dem bleichen aber sichtlich sehr gefaßten und ruhigen Delinquenten. Maria öffnete, mit einem Erstickungsanfalle ringend, einen Fensterflügel.

„Sein Gesicht — ich muß ihn sehen!“ ächzte sie. „O Herr des Lebens, wenn er es wäre. Oder sind das noch Phantasiegebilde des Fiebers in mir? Wache ich? Träume ich?“

Der Verurteilte erhob sich und stieg allein und festen Schrittes die Stufen des Schafottes empor. Seine Henker umringten ihn. Er verscheuchte sie mit einer eigentümlich hoheitsvollen Gebärde und wandte sich an die versammelte Menschenmenge.

„Ich sterbe unschuldig — aber ich verzeihe meinen Mördern!“ rief er mit klarer Stimme.

Ein Ausruf des höchsten Entsetzens erschütterte in diesem Augenblicke die Luft. Maria hatte in das ihr voll zugewandte Gesicht des Delinquenten geblickt und seine Stimme vernommen. Und dies wirkte gleich einem niederschmetternden Blitzstrahle auf sie. Unter dem zitternden Aufschrei: „Er ist es, er ist es!“ sank sie regungslos auf den Fußboden hin.

Die Blicke von Tausenden wandten sich nach den Fenstern des Gasthofes „Zum großen Hirschen“ — um zu entdecken, wer dort den erschütterten Laut ausgestoßen hatte. — Auch der Verurteilte sah lebhaft empor und eine wahre Todesbläße überzog seine Wangen. Doch die Henker ließen ihm nicht einmal Zeit, seine Augen im Kreise umherzuwenden — sie ergriffen ihn und banden ihn an den Schemel fest. Wenige Minuten später war die sogenannte „menschliche Gerechtigkeit“ an dem Delinquenten vollzogen.

Dewill war durch den Schreckensruf seiner Gattin aus seinem tiefen Erschöpfungsschlummer erweckt worden. Er hatte sich nur angekleidet auf sein Lager geworfen. Hastig sprang er nun auf und stürzte in das Zimmer Marias. Er sah sie starr und regungslos auf dem Boden liegen und ein einziger Blick aus dem Fenster auf das blutüberströmte Schafott sagte ihm, welchem schrecklichen Schauspiel sie zugesehen hatte. Unter bitteren Klagen und Selbstvorwürfen über seinen unheilvollen Schlummer trug er die Bewußtlose auf ihr Bett zurück und klingelte dann der Magd, um sogleich den Arzt holen zu lassen.

Der junge Marbo fand sich rascher als der Bankier hatte hoffen können, bei der Leidenden ein. Er hatte während der ganzen Nacht kein Auge zu schließen vermocht, fortwährend mit dem Bilde des Verurteilten beschäftigt.

„O — eine neue Krisis!“ rief er, betroffen von dem leichenähnlichen Aussehen der Ohnmächtigen! „Das ist seltsam. Vor wenigen Stunden glaubte ich jede Gefahr für die Patientin beseitigt.“

Dewill setzte den jungen Arzt mit wenigen Worten von dem Vorgefallenen in Kenntnis.

„Das ist schlimm, sehr schlimm!“ rief Marbo nach einem hastigen Gange durch das Zimmer. „Wir alle haben eine unverzeihliche Nachläßigkeit begangen, indem wir nicht daran dachten, daß sich die Kranke möglicherweise erheben und das furchtbare Schauspiel mit ansehen könnte. Ich muß nun zu einem Aderlaß schreiten, so ungern ich dies auch thue, da es die Leidende schwächt. In diesem Falle aber bleibt keine Wahl — die Gefahr ist groß und dringend.“

„Marias Zustand ist also ein schwerer und beängstigender?“ murmelte Dewill händeringend. „O Gott und ich allein bin schuld daran, ich hätte sie keinen Augenblick verlassen sollen! Ich gab ihrem Bitten und Schmeicheln nach und ging zu Bette — und dann überwältigte mich die Ermattung!“

„Still — verzagen Sie nicht!“ ermahnte der Arzt, während er die nötigen Vorbereitungen zu seiner Operation traf. „Bei der gesunden Konstitution dieser jungen Frau bleibt ja noch immer Hoffnung übrig.“

Mit starren, ängstlichen Blicken folgte Dewill jeder Bewegung des Arztes. Er sah, wie dieser den Kopf schüttelte, als das Blut nur spärlich und auffallend dunkel gefärbt aus Marias Arme floß.

„Sie zweifeln und Sie fürchten, Doktor?“ stammelte er atemlos. „Ich sehe es wohl — meine Gattin ist verloren!“

„Senden Sie nach einem Priester — um für alle Fälle vorzusorgen!“ erwiderte Marbo mit gesenktem Haupte.

Ein dumpfer Schmerzensschrei entrang sich der Brust des Bankiers. Er sank, sein Antlitz in beiden Händen verbergend, auf einen Stuhl.

In diesem Augenblick öffnete sich die Thüre und Paul Leper trat in das Zimmer.

„Oheim, mein armer Oheim!“ rief er mit bewegter Stimme. „Tante Maria ist wohl sehr schlimm daran?“

Dewill hob lebhaft den Kopf und blickte auf seinen Neffen, mit dem er wegen dessen Leichtsinn und Verschwendungssucht bisher nicht im besten Einvernehmen gestanden war. Aber er sah nun Thränen des Mitleids in Pauls Augen schimmern und das versöhnte ihn rasch und vollständig.

„Maria stirbt!“ schluchzte er, in die ausgebreiteten Arme seines Neffen sinkend. „Gehe, Paul, mein Junge, eile nach Paris, führe meine arme Eugenie herbei, damit sie den letzten Blick, den Segen ihrer Mutter empfängt.“

„Ich gehorche!“ rief Paul eifrig aus. „Binnen einer Viertelstunde geht ein Zug nach Paris ab — gegen Mittag kann ich mit der Kousine hier sein. Ich will keinen Augenblick verlieren!“

Er küßte den Oheim auf beide Wangen, warf einen ausdrucksvollen Blick auf seine bewußtlose Tante und stürzte aus dem Zimmer.

„Endlich, endlich!“ rief Marbo plötzlich im freudigsten Tone aus. „Sie beginnt wieder zu atmen, das Blut fließt rascher und heller. Nun ist noch Rettung möglich!“

Maria kehrte wirklich wieder in das Leben zurück. Ihre Brust hob und senkte sich regelmäßig, sogar ein leichtes Rot entzündete sich auf ihren Wangen. Der Arzt verband nun die kleine Aderlaßwunde und suchte der Leidenden eine beruhigende Arznei einzuflößen. Als er sich dabei tief über sie hinbeugte, schlug sie die Augen auf und blickte ihn mit einem so seltsamen Ausdruck an, daß er unwillkürlich zurückwich.

Langsam erhob sie sich aus ihren Kissen und streckte den Arm nach dem offengebliebenen Fenster aus.

Dewill eilte freudig zu seiner Gattin und wollte sie an seine Brust drücken. Sie wies ihn mit einer energischen Gebärde zurück.

„Seht nur, wie die Menschen gaffen,“ murmelte sie monoton vor sich hin. „Und es gilt doch nur einen Unglückseligen sterben zu sehen. Jetzt verläßt er den Wagen. Wenn ich nur sein Gesicht besser sehen könnte. Ja — jetzt dreht er sich um — es ist sein Gesicht — er sagt: „Ich bin unschuldig!“ Es ist seine Stimme! Die Henker ergreifen ihn und —“

Die Kranke unterbrach ihr Selbstgespräch, um Laute auszustoßen, von denen es unentschieden blieb, ob sie ein schauerliches Lachen waren oder ein langes, herzzerreißendes Weinen.

„O, Herr des Himmels, was ist das, Doktor?“ rief Dewill, während er scheu vor der sonst so zärtlich geliebten Gattin zurückwich.

„Fassung, Fassung!“ erwiderte Marbo ernst und mitleidig. „Diese arme Dame ist wahnsinnig geworden!“

4.

Als Paul Leper in Paris angekommen war, verfügte er sich augenblicklich nach dem Mädchenpensionate, wo seine Kousine Eugenie ihre Kinderjahre verbracht und ihre Erziehung erhalten hatte. Die nun siebenzehnjährige Tochter Dewills war ein vollendet schönes Mädchen; Paul Leper mußte sich dies gestehen, als sie, von der Institutsvorsteherin gerufen, in dem Sprechzimmer erschien. Und was noch mehr war, ihre mädchenhafte Grazie und Anmut, der Hauch von Poesie und Unschuld, welcher ihr ganzes Wesen umgab, übertrafen noch den Reiz ihrer körperlichen Formen. Ihre Augen waren blau und klar wie ein wolkenloser Frühlingshimmel, ihr Teint glich in seiner rosigen Zartheit den Blättern einer Theerose. Und wie ein schimmernder Heiligenschein umgaben dicke, goldblonde Flechten ihr liebliches Antlitz.

Sie streckte dem Kousin, den sie seit fast drei Jahren nicht gesehen hatte, freundlich beide Hände entgegen.

„O, Dein Besuch macht mir wahrhaftig Vergnügen!“ rief sie. „Ich erwarte Papa und Mama von Stunde zu Stunde, die Unruhe und Ungeduld ist fast unerträglich. Wie erwünscht kommt mir daher die angenehme Zerstreuung Deiner Visite.“

„Mich sendet Dein Vater, liebe Eugenie!“ erwiderte Paul Leper ernst.

„Mein Papa?“ wiederholte Eugenie betroffen.

„Er ist also in Paris? Und warum kommt er nicht selbst? Mein Gott, er wird doch nicht krank sein?“

„Nein, Dein Papa ist gesund — aber Deine Mutter ist von der weiten Reise etwas angegriffen und leidend. Sie hat in Melun aussteigen müssen, um sich einige Tage auszuruhen. Und ich komme, Dich zu ihr abzuholen, sie wünscht Dich bei sich zu haben!“

„So gehen wir!“ rief das junge Mädchen hastig. „Mein Gott, mir ist so bange ums Herz. Ich fürchte, daß Du mir etwas Schlimmes verhehlst, Paul. Wenn meine Mutter nicht sehr krank wäre, so hätte sie ihre Reise gewiß nicht so nahe von mir unterbrochen. Erwarte mich hier — ich will mich nur rasch ankleiden und dann eilen wir zu meiner Mutter!“

Eugenie flog mehr als sie ging in ihr Zimmer, zog die einfache Pensionatskleidung an, nahm einen raschen Abschied von ihren Gefährtinnen und kehrte schon nach zehn Minuten zu Paul Leper zurück. Ihre Angst und Beklemmung stieg während der kurzen Fahrt nach Melun immer mehr und mehr. Ihr Vetter gab zuerst ausweichende Anworten auf ihre dringenden Fragen; aber als sie ihn mit Thränen in den Augen um eine aufrichtige Darlegung der Verhältnisse bat, da sagte er ihr endlich, daß sie an das Lager einer Sterbenden gerufen würde.

Eugenie preßte die bleichgewordenen Lippen fest aufeinander, um die Wehelaute zurückzuhalten, die sich ihrer Brust entringen wollten. Ihre brennende Sehnsucht, ihr schmerzvolles Bangen eilte der Schnelligkeit des Dampfwagens weit voran. Sie verfolgte den Zeiger ihrer Uhr, sie zählte die Minuten, deren jede die Seele ihrer

heißgeliebten Mutter entführen konnte, noch ehe sie ihrer trostlosen Tochter den letzten Segen zugeflüstert hatte. Endlich, endlich war Melun erreicht. Ein Mietwagen brachte Eugenie und ihren Begleiter nach dem Gasthof „zum großen Hirschen".

„Das ist wohl die Tochter des Herrn Dewill?" fragte die am Thore stehende Wirtin, indem sie das junge Mädchen mit erbarmungsvollen Blicken betrachtete.

„Ja, wie geht es meiner Mutter?" stammelte Eugenie mit stockendem Atem.

Die Wirtin nahm Paul Leper rasch zur Seite und flüsterte ihm einige Worte zu. Er zuckte lebhaft zusammen und sah unentschlossen auf seine Kousine.

Eugenie bemerkte dies alles wohl und eine unaussprechliche Angst krampfte ihr die Brust zusammen. „Meine Mutter ist in Gefahr — oder sie ist tot!" ächzte sie und klammerte sich am Arme ihres Vetters fest. „O führt mich zu ihr; ich will sie nur noch einmal wiedersehen!"

„Sie können für jetzt nur mit dem Herrn Papa sprechen!" sagte bewegt die Wirtin. „Kommen Sie, ich werde Sie begleiten, ich werde Herrn Dewill zu Ihnen in den Speisesaal rufen. Sie sind dort allein mit ihm. Die Kranke liegt in einer tiefen Betäubung dahin, der Doktor hat ihr Opium gegeben, um vor allem ihre aufgeregten Nerven zu beruhigen. — Zittern Sie doch nicht so, Sie armes Kind und hoffen Sie das beste. Der brave Doktor Marbo wird Ihrer Mutter ganz gewiß helfen."

Eugenie mußte sich auf den Arm der Wirtin stützen, um die Treppe hinaufsteigen zu können. Paul Leper folgte den beiden Frauen.

Oben im Speisesaale nötigte die Wirtin ihre schwankende Begleiterin, sich auf einen Divan zu setzen und ging dann, den Bankier zu holen.

Nach wenigen Minuten öffnete sich die Thür wieder, der gebeugte, verstörte, todblasse Dewill stand auf der Schwelle.

„Mein Vater!" schrie Eugenie auf und stürzte vor seine Füße hin. „O Gott, Dein Aussehen sagt mir, daß jede Hoffnung vorüber ist!"

Er hob sie vom Boden auf und drückte sie unter stummen Thränen an sein Herz.

„Führe mich zu ihr!" wiederholte das junge Mädchen dringend.

„Wenn Du mir versprichst, ganz ruhig zu sein, Eugenie. Deine Mutter schläft, sie darf unter keiner Bedingung aufgeweckt werden."

„Ich werde nicht einmal laut zu atmen wagen."

„Gut, mein armes Kind, so komme denn."

Dewill führte Eugenie in das Zimmer der Leidenden. — Die Vorhänge des Bettes waren geschlossen.

Doktor Marbo saß an dem Tische und schrieb eben ein Rezept.

„Das ist der Arzt, der Deine Mutter behandelt," flüsterte der Bankier. „Geh — begrüße ihn."

Der junge Doktor erhob sich bei Eugeniens Eintritt, er erriet sogleich, daß sie die Tochter seiner Patientin war, mit der sie eine große Aehnlichkeit aufzuweisen hatte. Er wollte einige Worte des Grußes und des Trostes sagen, aber er fühlte sich so eigentümlich bewegt und betroffen von der holden, sympathischen Mädchenerscheinung, daß ihm das Wort auf den Lippen stockte.

Eugenie ergriff unter dem Erröten jungfräulicher Schüchternheit seine Hand und blickte ihm flehend in die Augen. „Retten Sie meine Mutter, retten Sie meine Mutter!" flüsterte sie und ehe er noch ihre Absicht begriffen hatte, drückte sie schon einen heißen mit Thränen vermischten Kuß auf seine Rechte.

„O Fräulein, was thun Sie!" murmelte er erschrocken und verwirrt. „Ich werde ja alles thun, um Ihrer geliebten Mama die körperliche Gesundheit wieder zu geben. Alles andere liegt in Gottes Händen."

„Darf ich sie sehen, nur sehen?" fragte das Mädchen in einem Tone, der den jungen Arzt bis in das innerste der Seele erschütterte. Er ging schweigend zu dem Bette und schlug die Vorhänge auseinander. Maria Dewill lag ruhig atmend in den Kissen. Blasse Rosen blühten auf ihren Wangen, ihre Lippen lächelten, ihre Hände lagen ohne Krampf und ohne Starrheit über ihrer Brust gefaltet.



Die leere Wiege. (Mit Text.)

Eugenie nahm den heißbegehrten Anblick mit vollen Zügen in sich auf. Sie beugte sich nieder und küßte das weiße Kleid der Leidenden. — Heiße Thränen rollten unaufhörlich aus ihren schönen Augen.

Der Arzt ließ endlich die Vorhänge wieder fallen. „Unsere Gegenwart könnte sie stören und erwecken!" sagte er. „Und das darf nicht sein. Gehen wir in das Nebenzimmer."

Er bot der wankenden Eugenie seinen Arm. — Sie nahm diese Stütze willig und dankbar an.

„Es ist doch seltsam!" sagte sie, als sie mit Marbo, ihrem Vater und Paul Leper im Nebenzimmer saß. „Meine Mutter erscheint mir gar nicht so sehr krank. Sie atmet so ruhig, ihre Wangen zeigen ein so natürliches Rot —"

„Es ist nicht ihr Körper, es ist ihr Geist, der leidet!" erwiderte Marbo zögernd, während Dewill laut aufschluchzte.

Eugenie verhüllte ihr Antlitz mit beiden Händen und sank wie vom Blitz getroffen in die Arme ihres Vaters. — Sie hatte die Worte des Arztes nur allzu gut verstanden.

„Ich muß das Erwachen der Leidenden abwarten, ehe ich entscheiden kann, ob die eingetretene geistige Störung nur die vorübergehende Folge einer heftigen nervösen Aufregung war, oder aber eine tiefere und dauernde bleiben will!" fuhr der Arzt fort. „Ich werde den ganzen Tag hier zubringen, da ich bei dem Erwachen der Patientin für alle Fälle zugegen sein muß."

„O wie sehr verpflichten Sie uns zu Dank!" rief der Bankier mit leuchtenden Augen.

„Ich thue nur meine Pflicht als Arzt, Herr Dewill."

„Und wie lange wird der Schlummer meiner armen Tante wohl dauern?" fragte Paul Leper in teilnehmendem Tone.

„Wenn keine äußere Störung eintritt, wohl wenigstens noch vier Stunden."

„O wie lange werden uns dieselben erscheinen!" seufzte Eugenie. „Wie schrecklich ist es, einen so entscheidungsvollen Augenblick zu erwarten. Aber wie ist das nur alles gekommen, wie konnte meine ruhige, geistesklare Mutter in einen solchen Zustand verfallen?"

(Fortsetzung folgt.)



Das neue Militär-Kurhaus in Marienbad. (Mit Text.)

Mein Neujahrsabenteuer.

Nach dem Englischen von P. Olliverio.

(Schluß.)

Als wir Platz genommen hatten, fing ich an die kleine Gesellschaft näher zu betrachten. „Tante Marie" — die Dame in dem gewissen Alter — saß mir gegenüber; Rosie — der Backfisch — an meiner Seite; weiterhin Lucy und Klara und diesen gegenüber Gerty mit Herrn Milkinsop. Ich sah mir zuerst Gerty an und wurde in der That belohnt; mußte ich mir doch sagen, daß es der reichen Erbschaft nicht bedurfte, um sich in dieses Mädchen zu verlieben. Ein aristokratischer, kleiner Kopf, um den sich weich eine Fülle kastanienbraunen Haares legte, ein zarter, vielleicht etwas zu bleicher Teint, bildeten ein Ganzes, das mich entzückte. „Fräulein Gerty," dachte ich, Sie sind eine gefährliche Feindin! Ihre Rehaugen könnten einen härteren Kopf als den meinen verdrehen! Man soll nicht mit dem Feuer spielen." Darauf wendete ich den Blick ihren Freundinnen zu. — Die dunkle Brünette mit dem pikanten Gesicht erklärte ich in meinem Innern für die lebhafte Lucy, während die zurückhaltende Blondine mit den sanften Zügen keine andere als Clara sein konnte.

Nachdem ich mich soweit orientiert hatte, ging ich daran, mich in ein gutes Licht zu stellen. Ich versuchte es mit Hilfe der Unterhaltungsgabe, welche Jack so sehr an mir bewunderte, und welcher es gelang, Lady Ashton lebhaft zu interessieren und Rosie in beständigem Lachen zu erhalten, was allerdings — der Wahrheit die Ehre — nicht allzuschwer hielt. Die Unterhaltung wurde bald allgemein.

„Herr Grant," begann Sir Thomas plötzlich, „jetzt weiß ich, wem Sie so sprechend ähnlich sehen — Lady Hillary. Kennen Sie die Dame? Sie war mir vor zwanzig Jahren eine sehr werte Freundin; doch jetzt habe ich sie seit langer Zeit nicht gesehen. Sie war ein schönes Mädchen und ist gewiß noch eine schöne Frau. Sie brauchen nicht rot zu werden, mein junger Freund. Einer schönen Frau ähnlich sehen, ist kein Verbrechen — die Damen hier würden sich ohne Zweifel sämtlich geschmeichelt fühlen, wenn man ihnen sagte, sie sähen Lady Hillary ähnlich, und Sie gleichen ihr zuweilen ganz auffallend."

Kein Wunder, daß ich rot wurde. Sir Thomas hatte allen Grund für seine Behauptung, denn die fragliche Dame war keine andere, als meine Mutter. Die wahre Ursache meines Errötens konnte er freilich nicht erraten; es war das Rot der Scham über den — wie er mir nun erschien — thörichten Streich, welchen ich ausführte. Als ich Sir Thomas so von meiner Mutter reden hörte, war ich nahe daran, alles zu gestehen, doch die Scham schloß mir den Mund, und auch der Wunsch, Fräulein Gerty über Herrn Jack Grant eine andere Meinung beizubringen, ließ mich schweigen. Ich hatte es absichtlich vermieden, mich ihr direkt liebenswürdig zu zeigen und das Wort stets an die anderen gerichtet, und war eingebildet genug, in den Blicken der jungen Damen zu lesen, daß der unausstehliche „Jack Grant" sie einigermaßen in Erstaunen setzte. Nach dem Diner machte ich der kleinen, koketten Lucy auffallend die Kour, was von ihr recht wohlwollend entgegengenommen wurde, und an demselben Abend noch machte mich das Schicksal abermals zum unfreiwilligen Lauscher.

Während eines Duettes, welches Clara mit dem jungen Geistlichen sang, hörte ich, wie Sir Thomas zu Lady Ashton sagte: „Sein Vater meinte, er wäre sehr ruhig und schüchtern und er brauchte ein wenig Aufmunterung in Damengesellschaft; ich verstehe das nicht! Der junge Mann scheint sich ja so vollständig zu Hause zu fühlen unter den Mädchen und reden kann er genug für sechs. Ein bildhübscher Mensch. Wie er nur zu der Aehnlichkeit mit Lady Hillary kommt? sie gewinnt ihm mein ganzes Herz."

Es war ein fröhlicher Abend, doch gingen wir zeitig aus einander, weil Sir Thomas meinte, wir müßten unsere Kräfte für die Anstrengungen des nächsten Abends sparen. Ich legte mich zu Bette und hatte wieder eine ruhelose, traumerfüllte Nacht; diesmal aber schauten mir aus all meinen Träumen ein paar lachende Rehaugen entgegen und ein reizender, wenn auch etwas hochmütiger, kleiner Mund.

4.

Der letzte Tag des alten Jahres brach an, klar und kalt; oben wölbte sich ein wolkenloser Himmel, unten lag ein weißer, schneeiger Teppich ausgebreitet. Das ganze Haus war schon früh bei Zeiten auf. Nach dem Frühstück nahm Rosie meine Hilfe in Anspruch, um an jeder nur möglichen Stelle Stechpalmen anzubringen, und wir wurden bei unserer interessanten Arbeit bald gute Freunde. Als wir damit fertig waren, suchte ich mich im allgemeinen nützlich zu machen und begleitete die Damen auf ihren mildthätigen Gängen durch das Dorf. Ich fing an, mich vollkommen heimisch zu fühlen und würde völlig glücklich gewesen sein, wenn ich mir nicht wie ein frecher Eindringling vorgekommen wäre. Der Tag verstrich schnell und ich stand mit allen im Hause auf gutem Fuße. Selbst Gerty taute ein wenig auf, obgleich sie mir noch immer stolz und zurückhaltend begegnete. Nach einem zeitigen Diner zogen wir uns alle zu dem wichtigen Geschäft der Balltoilette zurück, und als die Damen sich zeigten, mußte ich gestehen, daß sie ihre Zeit gut benützt hatten. Selbst Tante Maria hätte in einiger Entfernung für einundzwanzig gelten können. Gerty trug ein weißes Spitzenkleid; Klara blau, wie ihre Augen, und Lucy etwas Unbeschreibliches, das sie vorzüglich kleidete. Ich glaubte nie ein reizenderes Trio gesehen zu haben.

Wir waren alle in dem kleinen Boudoir versammelt, wo ich die lachenden Mädchen zuerst gesehen hatte, und erfreuten uns vor den Ermüdungen des Abends an einer Tasse Kaffee. In der einen Ecke des Zimmers stand ein kleines Pianino, auf dem zwei Wachskerzen brannten. Der Raum war für soviel Damen in Balltoilette sehr eng, und als Gerty an dem Pianino vorüberging, streifte ihr Aermel eines der Lichter. Im Moment fing das dünne Gewebe Feuer und im nächsten drohte auch ihr Rock zu brennen; doch ich sprang herzu, zerdrückte den Aermel zwischen meinen Händen und erstickte somit das Feuer. Gerty sah mich erstaunt und einigermaßen mißbilligend an. Sie hatte keine Ahnung davon, in welcher Gefahr sie geschwebt und erst die „Ahs!" und Ohs!" und „Liebste Gerty!" die ihr von allen Seiten entgegenschollen, ließen sie dieselbe erkennen. Sie wurde bleich und sank auf den nächsten Stuhl nieder. Sämtliche Damen umringten sie und Sir Thomas kam herbeigeeilt, um zu sehen, was es gab.

In der allgemeinen Verwirrung verließ ich ruhig das Boudoir und ging nach meinem Zimmer hinauf, um mir die geschwärzten Hände zu waschen, die auch ein wenig schmerzten. Ich war kaum eine Minute dort, als an meiner Thüre geklopft wurde und Sir Thomas, ohne eine Antwort abzuwarten, hereingestürzt kam, mich in seinem Eifer in die Arme schloß und rief: „Liebster Freund, wie soll ich Ihnen danken? Wie soll ich Ihnen ausdrücken, was ich empfinde? Es schauderte mich bei dem Gedanken an das, was hätte sein können. Kommen Sie mit mir hinunter und lassen Sie Gerty selbst Ihnen danken; sie verlangt eifrig danach."

„Gern will ich mit Ihnen gehen, Sir Thomas," entgegnete ich; „aber Fräulein Gerty darf mir nicht danken. Ich that nicht mehr, als jeder andere auch gethan haben würde. Ich muß mir erst die Hände waschen, dann komme ich mit."

„Sie haben sich doch nicht verletzt?" rief Sir Thomas besorgt. „Ihre Hände sehen verbrannt aus."

„Nicht der Rede wert," gab ich zurück; „die Flamme war ja so unbedeutend."

„Aber denken Sie doch, wenn Gertys Röcke Feuer gefangen hätten! Der Tod wäre ihr sicher gewesen und wahrscheinlich auch ihrer Freundinnen in dem engen Raum. Gott segne Sie, mein lieber, junger Freund! Sie haben uns vor einem entsetzlichen Unglück bewahrt."

Ich fand Gerty mit Lady Ashton allein in dem kleinen Boudoir. Die übrigen Damen hatten sich zum Empfang der Gäste in den Salon begeben. Als ich eintrat, kam mir Gerty mit einem so milden, demütigen Ausdruck in dem schönen, stolzen Gesicht entgegen, wie ich nie zuvor dort gesehen hatte, und der ihr einen Reiz verlieh, welcher der Kette, die ich bereits trug, ein neues Glied anreihte.

„O, Herr Grant," rief sie, „was soll ich dazu sagen, daß Sie mich vor einem so furchtbaren Schicksal bewahrt haben!"

Thränen standen ihr in den Augen. Ich drückte ihre kleine Hand an meine Lippen und erwiderte:

„Keinen Dank, Fräulein Gerty; ich that nur meine Pflicht."

Sie zeigte sich über meine Dreistigkeit durchaus nicht entsetzt, schien es im Gegenteil ganz natürlich zu finden, daß meine Lippen ihre Hand berührten.

Auch Lady Ashton überschüttete mich mit Dankesworten. Ich war ganz verwirrt davon, sagte mir aber: „Philipp, du bist plötzlich zum Helden geworden. Schmiede das Eisen, so lange es heiß ist."

Inzwischen hatte man im Salon angefangen zu tanzen; und als sich Fräulein Gerty von ihrem Schreck vollkommen erholt hatte, führte ich die beiden Damen in den Ballsaal und bat Gerty um den ersten Tanz.

Ich brauche den Abend nicht zu beschreiben. Für alle andern war es ein schöner Ball; gute Gesellschaft, gute Musik, gute Bewirtung — für mich war es Elysium. Ich schwebte im siebenten Himmel. In meiner neuerdings erworbenen Eigenschaft als Held konnte mir Fräulein Gerty nichts versagen; sie tanzte mit mir, so oft ich sie dazu aufforderte; ließ sich von mir zu Tische führen — kurz, widmete sich mir in einer Weise, welche dem Geschmack einiger anderer Herren nicht ganz zu entsprechen schien, und als der Abend zu Ende, war ich bis weit über die Ohren in Gerty verliebt.

Meine Träume in jener Nacht waren entzückend, erst am andern Morgen kam ich zur klaren Besinnung, in welch ungeschickter Lage ich mich eigentlich befand. Mein erster Blick nämlich fiel auf einen Brief, welcher auf meinem Toilettentisch lag und von Jacks Hand an „Herrn Jack Grant" adressiert war. Wie sonderbar, dachte ich, daß Jack an sich selbst schreibt und man mir den Brief bringt. Da plötzlich fiel mir ein, daß er ja an mich war und hastig erbrach ich ihn. Er lautete:

„Lieber Phil!

Kaum zwei Stunden nach Deiner Abreise erhielt ich eine Depesche von meinem Vater aus Paris, die mich in aller Eile nach dort rief, da mein Onkel Geoffrey gestorben ist. Mein Vater ist von dem Todesfall tief ergriffen; von mir ist es nicht zu ver-

langen, denn ich habe den alten Kauz nie gesehen; und da er meinem Vater ein ganz nettes Sümmchen hinterlassen hat, fühle ich mich fast versucht, dem Himmel dankbar zu sein. Was wird nun aber aus Dir, aus mir, aus der Erbin Ashton? Es wird wohl das beste sein, Du gestehst Sir Thomas alles ein. Er ist gewiß ein guter Kerl und wird unsern kleinen Streich nicht allzu tragisch nehmen. Du leistetest mir ja nur einen Freundschaftsdienst.

Ich lege einen Brief an Sir Thomas bei, den Du ihm geben kannst, wenn Deinem reichen Erfindungsgeist kein besserer Ausweg einfällt. Ich habe wahrhaftig Gewissensbisse, daß ich Dich in eine so unangenehme Lage gebracht habe; doch ich bin überzeugt, Du wirst Dich schon geschickt aus der Schlinge ziehen.

Dein ewig dankbarer Jack Grant."

P. S. Die Jagd auf eine reiche Frau für mich hat nun ein Ende. Jetzt werde ich nun zuweilen das Wild sein, auf das man Jagd macht, und Du weißt ja, daß die Mädchen seit Dianas Zeiten immer glückliche Jägerinnen waren.

Hier stand ich nun vor einer neuen Kalamität. Was sollte ich thun? Mich heimlich aus dem Hause schleichen? Der Gedanke hielt keinen Moment lang Stich, denn Ashton Park besaß für mich eine Anziehungskraft, um deretwillen ich alles gewagt haben würde. Ich beschloß, Jacks Rat zu folgen und Sir Ashton alles zu gestehen, was ich denn auch that, bevor die Damen zum Frühstück kamen. Sir Thomas lachte über Jacks Plan so herzlich, daß ihm die dicken Thränen über die Backen liefen, und freundlich fügte er hinzu:

„Lady Hillarys Sohn würde in meinem Hause nie ein unwillkommener Gast gewesen sein, und nun haben Sie uns noch einen Dienst erwiesen, der Ihnen unsere ewige Dankbarkeit sichert. Aber kommen Sie, ich muß Sie den Damen in Ihrem neuen Charakter vorstellen." — „Meine Damen," redete er jene an, „es hat sich ein Neujahrsgast eingefunden, der mit uns frühstücken möchte, Herr Philipp Hillary; Herr Jack Grant ist mit dem alten Jahre entflogen."

Alle sahen uns verwundert an.

„Was soll das heißen, Papa?" rief Gerty, ihre lieben Rehaugen weit öffnend. „Das ist doch Herr Grant."

Worauf Sir Thomas die ganze Geschichte zum besten gab, die von allen Seiten mit großer Heiterkeit entgegengenommen wurde.

Ich sah zu Gerty hinüber und ihr Blick senkte sich errötend unter dem meinen. Sie war vielleicht froh, daß ich ein andrer und nicht Jack Grant war.

* * *

„Phil," sagte Jack zu mir, als er mich in Oxford auf dem Bahnhof empfing, „so habe ich also die Erbin gewonnen!"

„Ja," erwiderte ich lachend, „nur steckte Jack diesmal in Philipps Haut."

Das war mein Neujahrsabenteuer und ich kann allen meinen Lesern nichts besseres wünschen, als daß sie das neue Jahr ebenso glücklich antreten mögen wie ich!

Der Menschenhandel im vorigen Jahrhundert.

Als die Auswanderung der Armen in Deutschland nach Amerika im Anfang des vorigen Jahrhunderts stieg, bemächtigte sich auch die Spekulation derselben, um billige Arbeiter und fleißige Bauern für das große neue Land jenseits des Ozeans zu erwerben.

Anfänglich war das neue gelobte Land in Flugschriften als ein Kanaan geschildert worden, wo „Milch und Honig fließt." Aber nach dem elenden Ausgang der Massenauswanderung im Jahre 1709, die nur bis nach England kam, halfen diese Anpreisungen nicht mehr so wie früher. Das Hungerjahr 1717 aber gab neuen Antrieb.

Die Land-Eigentümer (Proprietäre genannt von proprietors) warben entweder persönlich oder durch Agenten in Deutschland. Sie hatten ihr Land entweder gekauft oder geschenkt erhalten. Gouverneur Spottswood von Virginien führte 1711 viele Hannoveraner nach seinen Besitzungen in Virginien; ihnen folgten Pfälzer und gründeten das Städtchen Germania in Rockingham-County, Virginien.

General Oglethrope brachte 1733 eine Anzahl von Protestanten, die aus Salzburg vertrieben waren, nach Georgia, welche am Savannahfluß die Städte Ebenezer und Neu-Ebenezer gründeten.

General Waldo holte 1729 Auswanderer aus Braunschweig für sein Land in Maine, sein Sohn 1735 solche aus Frankfurt a. M. William Penn hatte mit seinen Werbungen in Deutschland besonders in der Umgegend von Frankfurt a. M. und in der Pfalz eigentlich das Vorbild dazu gegeben.

Als dies nicht mehr ausreichte, gab man an Agenten große Landstücke, die nun in Deutschland dafür Ansiedler anwarben, besonders in der Rheinpfalz, Württemberg und der Schweiz. Erste Beispiele davon sind die Schweizer Johann Peter Purry 1732, der die Kolonie Purrysburg am Savannah gründete, Samuel Jonner in Virginien und Joseph Callius, welcher Frankfurt und Dresden am Kenneber und Leyden in Massachusetts gründete.

Dies waren die ersten Anfänge einer Agitation, welche bald zum förmlichen Menschenhandel wurde; die Auswanderer bildeten die Rückfracht für die Schiffe, die amerikanische Boden-Produkte nach Europa brachten.

Die ersten deutschen Auswanderer zahlten ihre Ueberfahrt, und waren bei ihrer Ankunft drüben ihre eigenen Herren. Bald aber brauchte man mehr Arbeitskräfte, und nun zahlte die englische Regierung für Unbemittelte die Passage. Das hörte aber schon 1710 auf. Nun boten die Grundbesitzer den Vorschuß der Reisekosten an unter der Bedingung, daß die Unterstützten dieselben bei ihrer Ankunft in Amerika abarbeiten mußten. Und das war dann der eigentliche Ursprung eines abscheulichen Menschenhandels.

Kaufleute, Rheder, Mäkler, Schiffer und Wirte arbeiteten dafür im innigsten Bunde. Die Mäkler oder Agenten, welche von den Rhedern angestellt wurden, waren meistens gewandte Leute, die schon in Amerika gewesen waren und „Neuländer" genannt wurden. Diese dehnten ihre Agitationen bald von den holländischen Hafenstädten bis nach Deutschland aus. Sie schlossen Kontrakte mit den Rheinschiffern ab und diese stellten nun ihrerseits wieder Werber an.

Es wurde daraus ein ganz reguläres Werbesystem. Da die Post sehr kostspielig und langsam war, besorgten diese Neuländer auch oft die Korrespondenz zwischen Amerika und Deutschland, wodurch sie von Haus zu Haus kamen. — In den Philadelphia'er Zeitungen zeigten sie dann ihre Reisen nach Deutschland an. Ein Brief kostete eine halbe Krone. Doch trieben auch andere Reisende diesen Briefboten-Dienst.

Diese Werber gingen in feinen Kleidern, mit goldenen Ringen, Ketten und Uhren umher und fuhren oft in eleganten Kaleschen. — Einer derselben, der Kapitän Jakob Friedrich Heerbrand, trieb das Geschäft im Großen und fuhr vierspännig von Ort zu Ort. Pastor Melchior Mühlenberg, der berühmte pennsylvanische lutheranische Pionier, hat 1764 über sie geschrieben, daß sie so aufgeputzt sind, um desto besser nach dem reichen Land Amerika verlocken zu können, „das sie als die Elisäischen Felder" preisen.

In den Wirtshäusern, die ebenfalls für sie arbeiten mußten, verzehrten und traktierten die Agenten und renommierten mit ihrem Reichtum. Kapitän Höllenbrand (so nannte man jenen Ober-Seelenverkäufer Heerbrand) brachte oft tausend Köpfe zusammen und hatte sechshundert „Frachten" in einem Jahre. Dafür hatte er aber auch zwanzig Werber und bezahlte jedem Manne, der ihm einen Auswanderer lieferte, zwei Gulden per Kopf. Besonders arbeiteten die Thorwächter für ihn.

Der Anblick der Auswanderer-Karawanen mit Weib und Kind wird als ein grausiger geschildert. Höllenbrand gab jedem 10 Kreuzer und zwei Pfund Brot täglich. Die Versprechungen, die man diesen armen Wanderern machte, waren ganz fabelhafte. Alles wäre bereit für dieselben in Amerika, Haus und Hof, Vieh und Länder so viel sie wollten. Christoph Saur, in Germantown bei Philadelphia, schrieb in seiner Zeitung, daß die Werber für jeden Kopf eine halbe Dublone vom Rheder in Holland bekämen. Dagegen wurden aber die Kontrakte mit den Armen über Proviant und Raum im Schiff nicht gehalten, im Gegenteil trieb man damit den Hauptschwindel, denn die Auswanderer konnten durchschnittlich weder lesen noch schreiben. Man setzte in den Kontrakten höhere Passagepreise und geringere Kost, wie man mündlich verabredet hatte, an. Waren nun die Werber ihre Ware den Rhedern überliefert hatten, so ging die eigentliche Qual an, die Verpackung in kleinere Schiffe, schlechte Verpflegung und sehr oft der Verlust aller Bagage. Das schlimmste war aber schließlich, daß auch Leute mit List und Gewalt fortgeschleppt wurden. Unter einander waren die Werber wie Hunde und Katzen und suchten sich gegenseitig als Betrüger und die Gegend, wofür sie warben, als abscheulich hinzustellen. Oft wurden auch die Armen durch Orts-Vorstände gegen Geld den Werbern in die Hände gespielt, was übrigens um so eher möglich war, als die damaligen Regierungen nicht nur sehr lässig in der Verfolgung dieser Schwindler war, sondern von einigen der letzteren der Menschenhandel nach Amerika selbst im Großen betrieben wurde.

Die Mißhandlungen der Einwanderer waren es, welche redliche deutsche Männer im Jahre 1764 bestimmten, zum Schutze dieser Armen die „Deutsche Gesellschaft" in Philadelphia zu gründen, welche noch immer besteht und noch immer denselben Dienst für die neu eingewanderten Deutschen thut.

Damian Gronen.

Um Mitternacht.

Der Wächter macht die Runde,
Es ist schon Mitternacht;
Er rufet laut die Stunde
Von seiner hohen Wacht.

Es deckt mit ihrem Schlummer
Uns zu die stille Nacht,
Und nur der bleiche Kummer,
Nur er allein noch wacht.

Und in der stillen Kammer
Der Mutter Thräne ringt,
Sie sitzt in stummem Jammer
Bei ihrem toten Kind.

Und leise Töne dringen
An's Ohr ihr wunderbar,
Sie hört die Engel singen
Da draußen hell und klar.

Mathilde Walter.

Unsere Bilder.

Die leere Wiege. In noch höherem Grade als dem Wohlhabenden sind für den Unbemittelten die Kinder ein Schatz, denn er hat für seinen Lebensabend mehr oder minder auf ihre Unterstützung als einen Zoll ihrer Dankbarkeit, auf ihre Hilfe als die Zinsen der Mühe zu rechnen, welche er auf ihre Erziehung verwendet hat. Wir können uns daher recht leicht in die Lage der beiden Gatten versetzen, welche unser vorstehender Holzschnitt uns an der leeren Wiege ihres Kindes vorführt. — Der gebeugte Vater ist ein armer Fischer an einer unserer Meeresküsten. Noch vor wenigen Tagen, als er zum Heringsfang in See stach, hat ihm das junge Weib mit dem frischen gesunden Knaben das Geleite bis zur Anlände gegeben, und frohen Mutes ist er an seine harte mühselige Arbeit in dem tröstlichen Gedanken gegangen, daß er ja für die Seinigen arbeite. Als er heimkehrte, vermißte er Weib und Kind unter den am Strande Harrenden, und als er, von einer düsteren Ahnung betroffen, die Nachbarn nach ihnen frogte, bekam er nur scheue ausweichende Antworten. Als er in seine Hütte trat und die gramentstellten Züge und verweinten Augen seines Weibes und die leere Wiege sah, begriff er alles. „Gestern, Jan, gestern ward er begraben!" ist alles was das arme Weib stammeln konnte. Und nun sitzt der in seinen süßesten Hoffnungen getäuschte Vater starr und stumm da, im herbsten wort- und thränenlosen Schmerz und versucht Kraft zu sammeln, damit er diesen Schicksalsschlag ertrage, und diese kleine, ergreifende Geschichte aus dem Alltagsleben erzählt uns in erschütternder Weise die einfache Gruppe auf unserem vorstehenden Holzschnitt.

O. M.

Das neue Militär-Kurhaus in Marienbad. — Es ist ein Zug schöner Dankbarkeit und humaner Fürsorge für ihre wackeren Krieger, daß die österreichische Regierung in den beiden bedeutendsten Heilbädern Böhmens Kuranstalten für kranke Militärs eingerichtet hat, welche auch fleißig benützt werden. Namentlich zeichnet sich das neue Militär-Kurhaus in Marienbad ebenso durch sein stattliches Aeußere wie durch seine vorzügliche innere Einrichtung aus, bei welcher allen neuen Erfahrungen der Hygieine und allen Errungenschaften der Wissenschaft Rechnung getragen worden ist. Es ist gewiß anerkennenswert, daß der Staat für diejenigen seiner Söhne, welche im Dienste des Vaterlandes ihre Gesundheit zum Opfer gebracht haben, in so schöner Weise Fürsorge getroffen hat und die Anzahl von Offizieren, Unteroffizieren und Mannschaften, welche man das ganze Jahr hindurch in den beiden genannten Kuranstalten trifft, zeugt zur Genüge dafür, daß diese Vorsorge der k. k. Regierung für ihr stattliches Kriegsheer eine ebenso weise als verdienstliche ist.

O. M.

Humoristisches.



Barbier: „Wünschen der junge Herr auch rasiert zu werden?" Jüngling: „Danke, — besorgt Ihr Herr Nachbar, welcher wie kein anderer zu rasieren versteht!"

Allerlei

Die klassische Tante. Papa: „Merke dir, Fränzchen, die geraden Nasen sind die griechischen und die gebogenen die römischen." — Fränzchen: „Dann hat also Tante Bertha eine griechische Nase und einen römischen Buckel."

— Ein unternehmender Schankwirt in Amerika kündigt am Hauptthore des Friedhofes seines Wohnortes an: „Für Herrschaften, die vom Begräbnis zurückkehren! Komfortable Zimmer für solche, die in der Einsamkeit weinen wollen. Feinste Weine und div. Liköre!"

— Man sagt gewöhnlich, die Tage nehmen in regelmäßiger Weise zu oder ab. Im Kalender der Buchdruckerei Fischbach in Straßburg berechnet ein Beobachter, die Zunahme betrage 5 Minuten im Dezember, 64 im Januar, 94 im Februar. 109 im März, 101 im April, 80 im Mai, 20 im Juni. — Die Abnahme beträgt 3 Minuten im Juni, 58 im Juli, 96 im August, 106 im September, 107 im Oktober, 81 im November und 22 im Dezember. S.

— Kean kam einst nach Portsmouth Seine Freunde führten ihn in eines der besten Weinhäuser, ein Glas Madera zu leeren. Der Wirt führte sie in sein schönstes Zimmer. Er dankt dem großen Künstler tausendmal für die Ehre seines Besuches, so daß dieser ganz in Verlegenheit vor lauter Höflichkeiten kommt. Auf einmal faßt Kean den Wirt genauer ins Auge. Seine Augenbrauen runzeln sich. Mit der Stimme, die so oft das ganze Theater Londons zittern machte, ruft er ihm zu: „Bin ich nicht derselbe, der vor 15 Jahren hieher kam? Damals war ich bei einer kleinen herumziehenden Truppe. Eines Tages kam ich in ein kleines Haus, wo Ihr Bier schänktet. Ich verlangte eine halbe Pinte Porter. — Ihr reichtet mir sie, indem Eure Linke sich nach dem Gelde dafür ausstreckte, ehe ihr es hingabt. Eure verächtliche, übermütige Miene dabei vergeß ich nie. Jetzt sind die Dinge anders. Ihr seid ein reicher Weinhändler geworden, ich bin aber noch derselbe Kean, nur mit dem Unterschiede, daß ich heute einen anderen Rock trage. Behaltet Euern Wein und Eure Speichelleckereien — ich verachte sie." Und damit ging er fort, den verdutzten Wirt und die erstaunten Gäste nicht leachtend. St.

Die gute Schwester. „Aber, liebes Fräulein, wie kann man am Hochzeitstage der Schwester so traurig sein?" — „Nun, soll ich vielleicht lustig sein, wenn die Schwester heiratet?" Münch. hum. Bl.

— Professor Dr. Reclam schreibt: Das Schlafen bei offenen Fenstern ist im Volke höchst ungerechterweise in Verruf gekommen und gilt als gefährlich, sowie überhaupt die Nachtluft als schädlich. Die Luftströmungen zur Nachtzeit sind aber nur in denjenigen Gegenden nachteilig, in welchen Sumpfboden besteht, dessen krankmachende Aushauchungen sich gerade zur Nachtzeit in die Luft erheben. In Gegenden mit trockenem Boden, auf Bergen und in den höheren Stockwerken der Häuser ist umgekehrt die Nachtluft reiner und gesünder, als die Luft des Tages. — Um durch offene Fenster während der Schlafzeit sich diese Luft zuzuführen, verfahre man so: Wer neben seinem Schlafzimmer über ein während der Nacht unbewohntes Zimmer verfügt, der öffne die Verbindungsthür zwischen beiden Zimmern und lasse je nach der Kälte der Jahreszeit im andern Zimmer nur einen der obern Fensterflügel oder zwei, oder in den heißen Sommermonaten sämtliche obere und untere Fensterflügel offen stehen. — Wer dagegen nur ein Schlafzimmer ohne Nebenräume hat, der öffne einen der oberen (von seinem Bette möglichst entfernten) Fensterflügel so weit, daß der Querriegel zwischen Fenster und Fensterrahmen eingeschoben wird, oder klemme einen Korkstopfen zwischen beide fest und binde mittels einer Schnur die beiden Fenstergriffe so aneinander, daß das geöffnete Fenster zur Nachtzeit sich nicht bewegen kann und nur eine gleichmäßige Spalte offen bleibt. Hierauf lasse man die Fensterrollen nieder. Dann wird während der ganzen Nacht ein Ausgleich der Luft und der Temperatur stattfinden; man wird in kühler reiner Luft viel erquickender schlafen und sich am andern Tage weit mehr gestärkt fühlen, als im geschlossenen, mit schlechter Luft gefüllten Raume. Ebenso wird jeder an seiner Arbeitslust und Arbeitsfähigkeit den Vorteil der zur Sommerzeit geöffneten oberen Fenster spüren. Die Oeffnung der oberen Fensterflügel gewährt noch den Vorteil, daß nicht nur die Luft des Zimmers sich schneller reinigt, sondern, daß man auch weniger angenehmen Zugwind zu befürchten hat. Vor Zugwind braucht man sich nicht zu erschrecken, wenn man nicht erhitzt ist. Derselbe ist nicht krankmachend und wird gesunden, nicht verweichlichten Personen keineswegs so schädlich, als die schlechte Luft des zugfreien Zimmers. Die Aengstlichkeit vor Zugwind ist grundloserweise verbreitet und bei den meisten Personen geradezu lächerlich. (Echo.)

Quadrat-Aufgabe.

Folgende 25 Buchstaben sollen so gestellt werden, daß sie von rechts nach links und von oben nach unten gelesen folgendes ergeben: 1) Eine große Stadt. 2) Ein Kampfplatz. 3) Ein angenehmes Vergnügen. 4) Etwas im Meere. 5) Große Räume.



p	a	a	a	a
n	n	r	r	r
i	i	i	s	s
s	s	l	l	e
e	e	e	e	e

Charade.

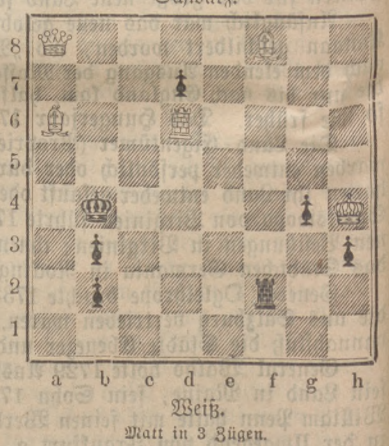
Die erste Silbe ist nicht wenig,
Die zweite ist nicht schwer:
Das Ganze ist nicht gewiß.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Problem Nr. 67.

Von C. Schwede.

Schwarz.



Weiß.

Matt in 3 Zügen.

Auflösungen aus voriger Nummer:

des Homonyms: Korn, Koran; der Charade: Affenbrotbaum; des Bilderrätsels: Bittere Pillen vergoldet man.

Redaktion von C. A. Pfeiffer in Stuttgart.
Druck von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.